

ZUR AUTOBIOGRAPHISCHEN INTERPRETATION VON DISKONTINUITÄTEN:
METHODISCHE ANMERKUNGEN

Christiane Lahusen

*„Die Erinnerungen sehen mich“
Tomas Tranströmer¹*

Seit geraumer Zeit kreisen die Geistes- und Kulturwissenschaften um das Gedächtnis, um Erinnerung und Erinnerungskultur, also Formen des kollektiven Gedenkens. Doch nicht nur Johannes Fried stellt diese Konzentration auf die kollektiven Gedächtnisdiskurse mit seiner These: „Nur Individuen erinnern sich, keine Kollektive“² auf den Prüfstand. Er ermutigt dazu, sich individuellen Erinnerungstexten zuzuwenden, um sie als historische und literarische Gattung zu befragen. Für eine Beschäftigung mit „individuellem Erinnern“ spricht überdies das große Interesse, das diesem Genre seit vielen Jahren von Rezipientenseite entgegengebracht wird: „Die Biographie [ist] zur tragenden Säule des Buchmarkts geworden; sie unterwandert die Literatur und resümiert das Beste, was die Sachbücher zu bieten haben. Es ist, als ob das Publikum von einem maßlosen Hunger nach geschriebenem Leben befallen sei, einer Art literarischem Kannibalismus“³. Um diesen Hunger zu stillen, wird der Buchmarkt seit nahezu zwei Jahrzehnten, und insbesondere seit der Epochenäsur von 1989/90, von Erinnerungstexten förmlich überschwemmt. Eine Erklärung für diese Korrelation bietet der niederländische Historiker Jan Romein, der bereits 1948 in seinen Betrachtungen über die Biographie als Kunstform feststellt: „Immer dann, wenn der Mensch zu zweifeln beginnt, d.h. wenn alte Werte wanken, neue aber erst noch gebildet werden müssen, ist die Regsamkeit im biographischen Bereich besonders groß.“⁴ Der Auslöser dieses „Wankens“, der häufig Schreibenanlass ist, kann natürlich unterschiedlichster Natur sein, geht jedoch häufig mit gesellschaftlichen Diskontinuitätsereignissen einher: Gesellschaftliche Brüche und Krisen korrelieren oft mit der Produktion von Autobiographien. Nach Krisen und epochalen Ereignissen, Zeiten symbolischen Wertewandels, aber auch zu Schwellenzeiten kollektiver Erinnerung blüht das Genre der Autobiographie. „Biographie als Selbstidentifikation gewinnt da seine besondere Bedeutung, wo die historischen Umstände die Kontingenz des individuellen Daseins dramatisieren. Das kann seinen Grund in katastrophartigen Veränderungen der bestehenden Ordnung haben.“⁵

1 Tomas Tranströmer, *Die Erinnerungen sehen mich*, München 1999.

2 Johannes Fried, *Der Schleier der Vergangenheit*, München 2004.

3 Ulrich Raulff, zitiert nach Volker Ullrich, *Die schwierige Königsdisziplin*, in: *Die Zeit*, 4.4.2007.

4 Jan Romein, *Die Biographie. Einführung in ihre Geschichte und ihre Problematik*, Bern 1948, S. 28.

5 Jan Assmann, *Sepulkrale Selbstthematisierung im Alten Ägypten*, in: Alois Hahn/Volker Kapp (Hg.), *Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*, Frankfurt a. M. 1987, S. 102.

Der Entschluss zur Autobiographie kann also als Reaktion auf eine krisenhafte Infragestellung von Identität verstanden werden. Diese Infragestellung kann beispielsweise aus dem zeithistorischen Kontext heraus entstehen, aus der Erfahrung von schlagartigem Wandel. Es handelt sich dabei um eine Form der Selbstvergewisserung in einem Moment, in dem jemand abrupt aus seinen biographischen und historischen Zusammenhängen gerissen wird. Um sich diesem Zusammenhang von historischer Zäsur und Autobiographie zu nähern, bietet sich der Blick auf die Autobiographie als Akt sozialer Kommunikation an, der in historischen Kategorien von Ursache und Wirkung beschrieben werden kann. Es stellt sich wiederum die Frage nach dem Stellenwert politischer und gesellschaftlicher Brüche für den individuellen Schreibanlass. Betrachtet man die Zäsur von 1989/90, so sieht es auf den ersten Blick so aus, als würde das autobiographische Schreiben zu einer Art Selbsttherapie in einem Moment, in dem bestehende historische und soziale Identitäten zweifelhaft oder sogar obsolet werden. Der Wandel des politischen Systems bedeutet für die Autoren in ihren Augen nicht nur einen historischen Epochenbruch, sondern wird von ihnen auch als eine prominente Zäsur im eigenen Lebenszusammenhang wahrgenommen, wenngleich die persönlichen Konsequenzen durchaus unterschiedlich sind. Doch was bedeuten diese und andere Zäsuren für die subjektiven Periodisierungen einer Lebensdarstellung?

Bei dieser Überlegung muss anheim gestellt werden, dass historische Zäsuren und deren biographische Reflexion immer wieder auch rein zufällig, zeitlich entfernt und indirekt miteinander verbunden sind oder sich sogar diametral gegenüberstehen. Ein Beharren auf den Periodisierungen der politischen Geschichte würde daher nicht sehr weit führen; vielmehr zeigt sich, dass Alltagsgeschichte nicht nur in der Lage ist, die großen Begriffe zu dekonstruieren, sondern dies auch mit den Zäsuren vermag. Es griffe also zu kurz, autobiographische Erzählungen nur als Konstruktionen im Sinne der jeweiligen Gegenwart zu begreifen und die Entwicklung vom Erleben zum Erzählen nachzuzeichnen – gefragt werden muss immer auch nach der Entstehung einer Vorstellung von geschichtlicher Bedeutsamkeit der eigenen Zeit in den Autobiographien. Bei der Beschäftigung mit diesen Texten sollte also letztlich die Frage stehen, welche Periodisierungen vorgenommen werden, die in der Empirie des eigenen Lebens gründen, wie also in der Selbsthistorisierungsleistung Zeitgeschichte entsteht.

Die Fragen, ob – und wie – in Biographien der Zusammenhang von lebensgeschichtlich dimensioniertem Erzählen und historischen Umbrüchen zum Ausdruck gelangt, und wie sich individuelles Erleben und übergeordnete historische Narrative dabei gegenseitig bedingen, bilden den Gegenstand meiner Untersuchung. Stellen möchte ich diese Fragen im Kontext der Zäsur von 1989 und der damit verbundenen regen Betriebsamkeit im Felde der Autobiographien.

Unter Autobiographie verstehe ich die klassische Form des schriftlichen Selbstzeugnisses, das, mit dem Ziel der Veröffentlichung und in einheitlicher Schreibperspektive verfasst ist und das eigene Leben (oder einzelne Abschnitte daraus)

zusammenhängend darstellt.⁶ Im Gegensatz zu anderen Ego-Dokumenten wie Briefen, Tagebüchern und Fotos nimmt die Autobiographie vor allem im Hinblick auf die exponierte Entwicklung des Individuums eine Sonderstellung ein. Durch sie erhält die Lebenserinnerung einen fiktionalen Grundzug, der nicht als Abwendung von der Realitätsreferenz verstanden werden soll, sondern vielmehr als ein spezifisches Arrangement von Realitätssegmenten, die zur Geschichte gemacht und narrativiert werden. Mein Erkenntnisinteresse ergibt sich also nicht aus der Frage nach dem Wirklichkeitsbezug, sondern vielmehr aus den spezifischen Formen der Auswahl, der Gewichtung und der Sukzessivität der Segmente in der Erzählung. Es geht um eine narrative Gestaltung von Wirklichkeit, die Geschichten entstehen lässt; diese Geschichten erlauben dann – auch wenn sie so nicht geschehen sein mögen – Rückschlüsse auf die Verarbeitung dessen, was geschehen ist. Der Autor/die Autorin, schon immer „in Geschichten verstrickt“⁷, ordnet den disparaten Stoff seines Lebens nach einer spezifischen, narrativ plausiblen Verbindung, ordnet ihn sequentiell und schriftlich zu einer in sich geschlossenen Erzählung. Es handelt sich also um einen bewusst gewählten Strukturzusammenhang, der ein Sinnganzes entstehen lässt.

Aus dieser Perspektive wird die Realität wahrgenommen und interpretiert. Durch diese Interpretation von Diskontinuitäten wird eine das ganze Leben in den Blick nehmende biographische Kohärenz geschaffen. Diese autobiographische Selbstreflexion ist kein geschlossener, einsamer Vorgang, sondern stets in die soziale Kommunikation, die Diskurse ihrer Zeit eingebunden und kann deshalb so auch analysiert werden. Die Texte sind weder dem Individuum noch der Gruppe eindeutig zuzuordnen und lassen sich daher gleichermaßen als individuelle wie kollektive Selbsthistorisierungsleistungen begreifen. Sie geben Auskunft über Stabilität und Instabilität sozial konstruierter Identitäts- und Wirklichkeitsvorstellungen angesichts erfahrenen historischen Wandels. Autobiographische Quellen enthalten also nicht nur Informationen über biographische Abläufe, sondern geben auch und vor allen Dingen Einblicke in Erinnerungsvorgänge, Verarbeitungsmuster, Bewältigungsstrategien und Handlungsdispositionen.

Basierend auf diesen Überlegungen möchte ich mich mit einer Gruppe von Nachwende-Erinnerungen beschäftigen, die bisher nur marginal wissenschaftliche Beachtung fanden, und zwar den Autobiographien von ehemaligen DDR-Wissenschaftler/-innen.⁸ Hierbei interessiert mich die Spannung zwischen einerseits „Wissenschaft als Objektivierung“ und dem jeweiligen Selbstanspruch bzw.

6 Vgl. hierzu u.a. Michaela Holdenried, *Autobiographie*, Stuttgart 2000.

7 Wilhelm Schapp, *In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding*, Frankfurt a.M. 2004.

8 Untersucht wurden in bereits zwei Dissertationen die Autobiographien ehemaliger DDR-Funktionäre. Vgl. Christian Jung, *Geschichte der Verlierer. Historische Selbstreflexion von hochrangigen Mitgliedern der SED nach 1989*, Heidelberg 2007, sowie Ute Hirsekorn, *Die autobiographischen Texte der DDR-Spitzenfunktionäre (Promotion an der University of Nottingham – i.E.)*.

Selbstbild der Reflexivität und andererseits den Narrativierungen im Prozess des Sich-Erzählens.

Die Texte stehen in einem verbindenden Sinnhorizont, der es ermöglicht, Abweichungen greifbar zu machen. Ein weiteres Kriterium für die Auswahl sind inhaltliche Punkte: Autobiographien, die sich auf bereits veröffentlichte Erinnerungstexte berufen, auf sie antworten oder ihnen widersprechen, sind für mich besonders interessant; denn hier lässt sich der Kampf um eine Deutungshoheit besonders gut nachvollziehen.

Beginnt man, sich eingehend mit dieser Gattung zu beschäftigen, so begegnet man früher oder später einem Zitat von Max Frisch, das immer wieder wissenschaftlichen Beschäftigungen mit Erinnerungstexten vorangestellt ist: „Jeder Mensch erfindet sich seine Geschichte, die er dann unter gewaltigen Opfern für sein Leben hält.“⁹ Schon lange führt der *linguistic turn* in der Geschichtswissenschaft kein Schattendasein mehr, sondern thront divenhaft in der Sonne. Diskursanalytische und dekonstruktivistische Lesarten sind die Regel und schon für die schlichte Überlegung, die historische „Wahrheit“ als regulative Idee nicht aufgeben zu wollen, erntet man gemeinhin ein müdes Lächeln und die nicht minder schlichte Rüge, man habe die Postmoderne verpasst und sei über Ranke nicht hinausgekommen, der rührenderweise wissen wollte, „wie es eigentlich gewesen“ ist.

Wie andere Quellen auch, so sind Autobiographien zweifellos gegenwartskonstruierte Texte und damit abhängig von sozialer Kommunikation. Sie sind buchgewordener Ausdruck des „gewaltigen Opfers“, mit dessen Hilfe die erwünschte Version der eigenen Geschichte festgeschrieben wird. Allerdings werden rein dekonstruktivistische Fragestellungen und Zugänge weder den Autobiographien als Quellen gerecht noch entsprechen sie der Realität geschichtswissenschaftlichen Arbeitens: vielen vermeintlich postmodernen Ansätzen ist immer noch gemein, dass die Texte schlussendlich dann doch als Quellen im direkten Durchgriff auf eine hinter ihnen stehenden Realität gelesen werden, als seien sie „Spiegel und Reproduktionsort[e]“ von Lebens- und Weltmodellen verschiedener sozialer Gruppen, und „direkte Umsetzung von Leben in Literatur.“¹⁰ Der Text wird also lediglich als „vermittelndes Material“ gesehen, das Informationen über eine außertextuelle Realität enthält – wenn man es nur akribisch genug dekonstruiert. Autobiographien werden in der konkreten Forschungspraxis oft als eine Art Steinbruch genutzt, aus dem je nach Erkenntnisinteresse einzelne Stücke als historische Fakten herausgebrochen werden. Was Historiker im Umgang mit Autobiographien bisher kaum für ihre Erkenntnisinteressen nutzbar gemacht haben – und was mich besonders interessiert – ist die Narrativität ihres Materials. Dieses Material muss demnach als „Text“ analysiert werden, als bedeutungsvoller Strukturzusammenhang, als narrative Sinnbildung. Autobiographischem Ma-

9 Max Frisch, *Homo Faber*, Frankfurt a. M. 1957, S. 10.

10 Marcus Funck/Stephan Malinowski, *Geschichte von oben. Autobiographien als Quelle einer Sozial- und Kulturgeschichte des deutschen Adels in Kaiserreich und Weimarer Republik*, in: *Historische Anthropologie* 7 (1999), S. 24.

terial wird man nur dann gerecht, wenn man es zunächst als Text analysiert, um es dann als Quelle zu nutzen.¹¹ Um sich der Narrativität des Materials zu nähern, betrachte ich, wie vergleichbare Punkte verhandelt werden: Ereignisgeschichtliches, Ideologisierung, Wendeerfahrungen. Außerdem schaue ich mir an, auf welcher Ebene dies geschieht: wo werden also Großereignisse abgehandelt, wo die Ideologie und das System besprochen? Auf diese Weise werden spezifische Prozesse beschreibbar gemacht, also Formen der Beschleunigung und Entschleunigung, der Subjektivierung und Objektivierung, der Verkleinerung und Vergrößerung etc.

Daraus ergibt sich schließlich die Frage, welche Gegenstände wie narrativ behandelt, wie bewertet werden, und welcher Stellenwert ihnen damit zugeschrieben wird. Wie also wird was erinnert und warum – um welche Gegenwart geht es dabei und aus welcher Gegenwart heraus wird erinnert?

11 Vgl. ausführlicher zum methodischen Ansatz Volker Depkat, *Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 29 (2003) S. 441–476. Vgl. auch Dagmar Günther, „And now for something completely different.“ *Prolegomena zur Autobiographie als Quelle der Geschichtswissenschaft*, in: *Historische Zeitschrift*, 272 (2001) S. 25–61.